

# Gagen aus Esperstedt

Von Otto Gräfe

## Die verlassene und verfallene Schmiede

Am Dorfausgange von Esperstedt, dort, wo der Weg nach Rudenburg führt, stand in früherer Zeit an der Straße eine Schmiede. Sie ist schon lange verschwunden, und auch die ältesten Leute können sich nicht mehr erinnern, jemals noch etwas von ihr gesehen zu haben. Die Sage aber erzählt dieses:

Der letzte Besitzer der Schmiede war ein finsterner und jähzorniger Mann, der mit seiner Frau tagaus, tagein Pant hatte, mit seinen Nachbarn dauernd in Unfrieden lebte und seine Gesellen so schlecht behandelte, daß keiner lange bei ihm aushielt. Er allein wollte das Haus und alles, was dazu gehörte, beherrschen, und deshalb duldete er neben sich keine, auch noch so bescheidene andere Meinung. Diese geradezu böse Herrschaft verließ ihn auch im Alter nicht, und als er fühlte, daß der Tod nach ihm griff, da bestimmte er auf seinem Sterbelager, daß sein Leib unter der Schwelle der Schmiedethür begraben werden sollte. Er wollte auch nach seinem Tode die Schmiede und alles, was in ihr vorging, überwachen.

Als er gestorben war, geschah auch, wie er verlangt hatte, denn man fürchtete sich auch jetzt noch, etwas gegen seinen Willen zu tun. Nun aber war es mit der Ruhe des Hauses erst recht vorbei. So schlumm, wie jetzt des Nachts, hatte er es bei Lebzeiten Tag und Nacht zusammengeworren nicht getrieben. Von den späten Abendstunden an bis der Tag graute, polterte und rumorte es in der Schmiede, daß die Schlafenden fortwährend von ihren Lagern aufschreckten. Frühmorgens lag dann vieles zerbrochen in der Werkstatt und im Hause umher. Das Vieh in den Ställen wurde unruhig, die Kühe fingen ängstlich an zu brüllen, und das Pferd donnerte in solchen Nächten erschreckt gegen die Holzplanen seines Stalles. Die Gesellen wurden aus ihren Betten geworfen, ja einmal lag sogar einer des Morgens tot auf seinem Lager. Von diesem Tage an blieb kein Gesell mehr in der Schmiede, und die Leute aus dem Dorfe gingen voller Angst in einem großen Bogen an dem unheimlichen Hause verüber. Auch die Frau verließ die Stätte des Grauens und zog zu ihrem Bruder nach Ohhausen. Das Haus stand nun leer, doch das Spulen und Nummern darin hörte nicht auf. Da fasten sich einige mutige Männer des Dorfes ein Herz und gruben den Leuten eines Tages wieder aus. Sie verbrannten ihn auf einem großen Holzstoße und streuten die Asche an einem stürmischen Herbsttage in den Wind.

Von dieser Zeit an war Ruhe in den Gebäuden. Es fand sich aber keiner, der das verlassene Grundstück wieder besaß und das erloschene Schmiedefeuhr wieder entfachte. Das Haus und die Ställe verfielen nach und nach. Schließlich holten sich die Nachbarn von den Resten der Mauern und Balken das, was sie gerade brauchen konnten, und beseitigten so auch die letzten Spuren der alten Schmiede.

## Wie der Hahnhügel zu seinem Namen kam

Vor einigen hundert Jahren lebte einmal in Esperstedt ein Bauer, der besaß einen schönen Hof und auch eine ganze Anzahl Acker dazu. Aber, wie das so oft im Leben ist, er war mit seinem Besitztum nie so recht zufrieden und schaute immer nach denen, die reicher und wohlhabender waren als er, und gar zu gern hätte er auch noch mehr gehabt.

Eines Tages nun ging er zur Weiserau hinaus. Links vom Wege lag ein Ackerplan von ihm, rechts aber dehnte sich zu damaliger Zeit noch ein See vor beträchtlicher Größe aus. Dieser See war nicht besonders tief, ja an manchen Stellen konnte man schon kleine Inseln aus dem Wasser herausragen sehen. Sie bestanden zwar nicht aus fester Erde, aber an den dort wachsenden Pflanzen war zu erkennen, daß der See zu verlanden begann. Als der Bauer nun so am Ufer des Sees stand, da dachte er bei sich: „Wenn dieses unnütze Gewässer hier in fruchtbares Ackerland verwandelt werden könnte, und wenn dieser Acker dann mir gehörte, dann wäre mich wohl geholfen. Ich könnte diesen Plan noch gut gebrauchen und würde es mich auch etwas kosten lassen.“

Da auf einmal stand der Teufel vor ihm und sagte: „Dir kann geholfen werden. Wenn Du mir Deine Seele verstreibst, will ich Dir dafür den See in fruchtbares Ackerland verandeln. Ueberlege Dir meinen Vorschlag, und wenn Du bereit bist, darauf einzugehen, so sei beim nächsten Neumond um die Mitternachtsstunde dort oben am Kreuzwege.“ Nach diesen Worten verschwand der Teufel wieder, der Bauer aber ging nach Hause. Seine Gedanken aber beschäftigten sich nun Tag und Nacht mit nichts anderem als mit dem Vorschlage des Teufels.

Als nun die Nacht des Neumondes herangerommen war, machte er sich auf den Weg hinaus nach dem Kreuzwege, der weit hinter dem See an der hohen Straße lag. Schon von weitem sah er den Schein eines Feuers, und als er näherkam, erkannte er auch die Gestalt des Teufels neben den Flammen, die grün, blau, rot und gelb mitten auf dem Kreuzwege in die finstere Nacht erwarteten. Neben dem Feuer lagen zwei mächtige Steine, sie waren mit schwarzen Lössen bedeckt und um das Feuer herum waren viele Totenschädel so auf die Erde gestreut, daß sie mit ihren leeren Augen in die Flammen blickten. Das ganze Zauberspiel umschloß ein Kreis von Pfählen, aus denen oben auch kleine Flämmchen in bunten Farben aufstiegen.

Der Teufel gebot dem Bauern, auf einem der Steine Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich auf den anderen und zog aus seiner umgehängten Ledertasche ein Schriftstück, ein kleines Messer und eine zum Schreiben zugereichtete Gänsefeder hervor. Nachdem er dem Bauern

den Vertrag vorgelesen hatte, rißte der sich mit dem Messer eine kleine Wunde in den linken Unterarm und unterschrieb dann mit dem Blute aus der Wunde das Schriftstück des Teufels mit seinem Namen. In dem Vertrage aber verpflichtete sich der Teufel, den See in der nächsten Nacht bis zum ersten Hahnenschrei mit guter Ackererde vollständig auszufüllen. Der Bauer aber versprach, seine Seele nach dreißig Jahren für den Teufel bereitzuhalten. Nachdem diese Vereinbarung geschlossen war, ging der Bauer heimwärts. Als er sich nach wenigen Schritten noch einmal umsah, war der nächtliche Spuk mitsamt dem Feuer verschwunden. Da packte der Bauer das Grauen, und er rannte entsetzt dem Dorfe zu. Zu Hause aber wälzte er sich ohne Schlaf auf seinem Lager hin und her, denn nun erst kam ihm zum Bewußtsein, was er mit seiner unseligen Unterschrift angerichtet hatte. Ein Zurück gab's nicht mehr, abgeschlossene Verträge gelten, zumal wenn sie mit dem eigenen Blute unterschrieben sind. Er qualte und mühte sich, vielleicht doch noch einen Ausweg aus seiner Lage zu finden und überlegte noch einmal ganz genau alles, was in dem Vertrage gestanden hatte. Welche Verpflichtungen hatte doch der Teufel übernommen? Bis zum ersten Hahnenschrei wollte er den See ausgefüllt haben. Hier war vielleicht etwas zu machen. Dieser Hahnenschrei mußte die Rettung bringen, auf ihn baute er seinen Plan. Und als der Morgen kam, war er mit sich und seiner Klugheit recht zufrieden, und er schaffte und werkte den ganzen Tag über mit einer Freude, wie man sie lange nicht an ihm gesehen hatte.

Als dann das Tagewerk vollbracht und die Abend-suppe aus der großen Schüssel gelöffelt war, verdrückte er sich schnell aus der Stube und aus dem Hause. Zunächst schlich er zum Hühnerstall und griff sich dort von der Stange den größten und kräftigsten Hahn. Den steckte er in einen Kasten und wickelte um den Kasten noch eine große Pferdebede. Das Bündel nahm er unter den Arm und ging damit durch den Garten, der gleich hinter der Scheune lag, über die Wiesen und zum Berge hinaus. Vorsichtig mied er dabei die Wege, denn er wollte heute keinem begegnen. In großem Bogen schlich er durchs Feld, bis er jenseits des Stiebes auf einer Anhöhe angelangt war. Von da aus konnte

man bei Tage den See gut übersehen, aber auch nach Osten hin hatte man weite Sicht bis zur Eichkräuter Warte hinüber. Der Bauer suchte sich ein Versteck in einem Gebüsch und wartete nun auf den Teufel und dessen Arbeit. Er mochte wohl fast eine Stunde gefesselt haben, da erhob sich ein unheimliches Säusen in der Luft, und gleich darauf fiel etwas klatschend in den See. Der Teufel hatte also angefangen, mochte er erst noch ruhig arbeiten. Das ging nun die ganze Nacht hindurch so, immer sauste und brauste es erst in den Ästen der Bäume und Büsche. Als sich fern im Osten Luft, dann hörte man, wie etwas in das Wasser des Sees geschüttet wurde, und dann war es wieder eine ganze Weile still, daß man nichts anderes vernahm, als einen leisen Lufthauch in den Blättern und Zweigen hinter der Eichkräuter Warte am Himmel aber der erste Morgenstimmer zeigte, war für den Bauern die Zeit zum Handeln gekommen. Er wickelte seinen Kasten aus der Bede, nahm den Hahn heraus und warf ihn mit einem kräftigen Schwunge in die Zweige des Baumes, unter dem er sich versteckt hatte. Als der Hahn nun aus den engen Wänden seines Gefängnisses heraus war und dazu im Osten die Vorboten des nahenden Tages sah, da redete und streckte er sich, schlug kraftvoll mit den Flügeln und fing dann an, laut zu krähen. Der Teufel, der ganz in der Nähe im Schweife seines Angesichts arbeitete, hörte den Morgengruß des Hahnes. Er erhob ein entsetzliches Geschrei und trampelte mit seinen Bootsstufen den Erdboden, daß er erzitterte, dann sauste er mit einem feurigen Schweife in die Nacht empor und verschwand in der Richtung nach Westen zu über den Hagen hinweg. Der Bauer aber trock aus seinem Versteck hervor und lachte laut hinter ihm her. Er hatte den Teufel überlistet und seine Seele gerettet.

Noch heute ist weit draußen auf der Weiserau der Rest des Sees zu sehen, den der Teufel damals nicht vollständig hat zufüllen können. Der kleine Siedteich ist aber nur noch nach besonders starken Regenfällen mit Wasser gefüllt, sonst liegt er trocken mitten in den Feldern. Nicht weit von diesem Teiche aber erhebt sich die Anhöhe, auf der sich der Bauer im Gebüsch versteckt hatte. Und weil von da aus der Hahn mit seiner Stimme den Teufel um den Lohn seiner Arbeit brachte, heißt diese Anhöhe heute noch der „Hahnhügel“.

## Gagen aus Esperstedt

### Wie die alte Ölmühle vom Erdboden verschwand

Vor vielen, vielen Jahren lag zwischen Esperstedt und Kudenburg eine alte Ölmühle. Etliche behaupten, sie hätte als Windmühle oben auf den Hängen der linken Latsche gestanden, andere wiederum meinen, sie wäre eine Wassermühle gewesen und hätte ihren Platz gegen über der heutigen Gagenmühle an der Weida gehabt. Welche der beiden Ansichten die richtige ist, kann heute nicht mehr entschieden werden, es sei denn, daß man eines Tages hier oder da bei tiefergehenden Bodenarbeiten auf die Reste der früheren Gebäude stieße. Es ist aber auch möglich, daß die Ölmühle ohne Hinterlassung auch nur der geringsten Spuren vom Erdboden verschwunden ist; denn der Teufel, der dabei seine Hand im Spiele gehabt hat, hat in solchen oder ähnlichen Fällen immer gründliche und ganze Arbeit geleistet. Und das kam so:

Nicht an der Ölmühle führte eine uralte Landstraße vorbei. Tagsüber rumpelten schwere, mit vier oder sechs Pferden bespannte Planwagen an der Mühle vorüber, und auch allerlei fahrendes Volk zog die Straße entlang. Und da manchmal dieser und jener nach einem erfrischenden Trunk in die Mühle hineinfragte, und da ab und zu auch einer spät abends um Herberge für die Nacht anklopfte, richtete der Müller, der sehr aufs Geldverdienen aus war, im Gebäude vorn an der Straße eine Schenke ein. Nunkehrten noch häufiger Gäste ins Haus ein, obwohl der Wein, der ihnen vorgesetzt wurde, bedenktlich dünn und das Brot sehr oft hart und trocken war. Der Müller wollte eben mit Gewalt reich werden, und dazu waren ihm alle Mittel recht. Er war ein schlimmer Geizhals geworden und suchte seinen Gästen das Geld aus den Taschen zu ziehen, wie und wann es nur möglich war. Wenn nun gar zwei oder drei Männer in der Schenkstube beisammen waren, so lenkte er bald das Gespräch auf das Kartenspiel, brachte wohl auch ein solches Gebetsbuch des Teufels herbei, zeigte allerlei Kunststücke damit, und so ergab sich's meistens von selbst, daß bald ein Spielchen im Gange war. Und wenn sie dann um den schweren Eigensinn herum saßen, so betrog der Müller nach allen Regeln der schwarzen Kunst und hotte seinen arglosen Gästen nicht selten ihre ganze Barschaft aus den Taschen.

Der Teufel, der an solchem Treiben immer den größten Gefallen hat, hatte den Müller schon lange in sein Herz geschlossen, er wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit, ihn samt seiner Mühle vollständig in seine Gewalt zu bekommen. Und diese Gelegenheit kam.

Eines Tages hielten drei fahrende Gesellen bei ihm Einkehr und bestellten sich Nachtbrot und Nachtlager. Schon bei der Abendmahlzeit merkte der Müller, daß die drei wohlgefüllte Beutel mit Gulden und Kreuzern bei sich trugen. Deshalb brachte er nachher auch bald sein Kartenspiel, und die Gesellen, die nichts Böses ahnten, ließen sich auch zum Zeitvertreib zu einem Spielchen herbei. Bald donnerten sie die Karten auf die Tischplatte und waren so eifrig bei der Sache, daß sie das falsche Tun des Wirtes nicht bemerkten. So ging es bis tief in die Nacht hinein, und als schlieflich der Morgen graute, da lag alles Geld der drei Ge-

sellen auf der Seite des Tisches, die der Müller unter seinen Händen hatte. Da erhob sich plötzlich draußen ein Sturm, daß die Fensterläden klapperten, es polterte und rumpelte im Schornstein, und dann fuhr aus dem schwarzen Kaminloch der Teufel heraus. Er ging mit ausgestreckten Armen lauernd auf den Müller zu und rief: „Heute, in dieser Nacht bist du für mich reif geworden. Solche, wie du einer bist, suche ich. Ihr anderen aber padt euch, wenn euch euer Leben lieb ist.“

Da nahmen die drei schnell ihre Ranzen, Hüte und Stöcke von der Wand und liefen hinaus. Kaum aber waren sie auf der Straße, da erhob sich hinter ihnen ein furchtbares Donnern und Krachen, als wenn die ganze Gegend in Trümmer gehen wollte, und dann sahen sie, wie die Gebäude der Mühle zerbarsten und zusammenbrachen. Den Müller hatte sein Schicksal ereilt, er lag erschlagen unter den Trümmern, und es wagte keiner, die Mühle wieder aufzubauen. Auch die Ruinen sind nach und nach verschwunden, und schon seit langer Zeit zeigt nichts mehr an, wo die alte Ölmühle gestanden hat. Der Berg aber, auf dem oder an dessen Fuße früher ihre Gebäude lagen, heißt heute noch der „Emilsberg“, hinter welchem Worte unschwer die Bezeichnung „Ölmühlberg“ zu erkennen ist.

### Der Schneider auf der Kudenburg

Vor etlichen hundert Jahren lebte einmal in Esperstedt ein Schneider. Der war klein und schwächlich, hatte aber ein tapferes und mutiges Herz, und seine Mitmenschen hatten schon des öfteren Gelegenheit gehabt, seine Unerblichkeit zu bewundern. Er war weit und breit in der Umgebung bekannt, aber nicht nur, weil er sein Handwerk meisterlich verstand, sondern vielmehr deshalb, weil er ein noch größerer Meister auf der Fiedel war. Darum holte man ihn auch zu allen wichtigen Festen in den Dörfern der Umgegend, und wenn irgendwo eine reiche Hochzeit gefeiert wurde, so durfte er erst recht nicht fehlen. Ist oft er dann noch spät in der Nacht heimwärts gewandert und hat niemals nach Wind und Wetter und auch nicht nach Begelegenheiten und anderem Nachtgesindel gefragt.

Einmal nun war er in Obhausen zu einer Hochzeit und spielte dort einen Tag und eine Nacht und an nächsten Tage wieder bis zum Abend. Dann aber hatten sich die Gäste doch nach und nach müde an ihre Heimwege gemacht, und auch der Schneider packte seine Geige zusammen und ging durch ein schöne sternklare Vollmondnacht über den Kranzberg heimwärts. Als in Obhausen die Turmuhren die Mitternachtsstunde schlugen, war er an den Rainen der alten Kudenburg angelangt und wollte dort nach recht abbiegen und den nächsten Weg nach Esperstedt einschlagen. Da legte sich auf einmal eine Hand eifrig auf seine rechte Schulter, und als er sich umsah, da starrten ihn zwei leere Augenhöhlen aus einem Totengesicht unheimlich an. Die Gestalt, die da vor ihm stand, war in ein langes, weißes Gewand gehüllt und winkte mit einer Knochenhand, ihn zu folgen. Nachdem der Schneider seinen ersten Schreck überwunden hatte, bei aller Tapferkeit war ihm doch eine gewaltige Gänshaut über den Rücken gelaufen —, schritt er entschlossen hinter der unheimlichen Gestalt her in die Mauern der Kudenburg. Der Burghof lag zunächst still und frei

lich von hellem Mondlicht erfüllt da. Dann aber kamen aus allen Ecken und Winkeln und hinter jedem Busch und jeder Mauer eben solche weißen Gestalten hervor wie die, die ihn hereingeführt hatte. Sie saßen sich an den Händen und schloßen einen Kreis um den Schneider. Einer der Unheimlichen aber forderte ihn durch Zeichen auf, zum Tanze aufzuspielen. Wohl oder übel packte er seine Fiedel aus und begann. Gleich bei den ersten Taktten bewegten sich die Gestalten mit lautlosen Schritten um ihn herum. Nur ab und zu klapperten die dünnen Knochen aneinander, wenn sich zwei zu nahe gekommen waren. Der Schneider, der seine Ruhe und seinen ganzen Mut beim Spielen wiedergefunden hatte, begann, die Fiedel schneller zu streichen, und nun drehten sich auch die Knochenmänner lebhafter und bewegter im Kreise. Immer schneller und immer toller fiedelte er, so daß um ihn herum schließlich alles ein wildes Durcheinander vom Tanzen, Hüpfen und Springen der weißen Gestalten war.

Da brach er plötzlich sein Spiel ab; denn er glaubte, es sei nun genug des schauerlichen Tanzes. Da aber drangen die Gestalten von allen Seiten auf ihn ein und rüdten ihm mit ihren Knochenarmen arg auf den Leib. Als nun gar eine Hand nach seiner Geige griff, wurde dem Schneider die Sache doch zu bunt, und er schlug wütend mit seinem Fiedelbogen auf die ein, die ihn am heftigsten bedrängten. Aber schon nach ein paar Schlägen zerbrach der schwache Bogen, und immer näher rüdten die Gestalten an ihn heran. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit der Geige seiner Haut zu wehren. Er faßte sie am Halse und knallte sie mit dem Boden seinen Peinigern an die Schadel. Weil die aber doch nicht zurückwichen, schlug er immer heftiger zu, daß schließlich auch die Geige in Trümmer ging und er nur noch den Hals seines Instrumentes in der Hand hatte.

Bei dem Getümmel aber war er doch dem Ausgange der Burg etwas näher gekommen, und als er in dem Ring seiner Bedränger eine Lücke gewahrte, rannte er plötzlich mit ein paar schnellen Sprüngen zum Tore hinaus und dem Abhange des Kranzberges zu, die Spukgestalten mit lauten Klappen und Poltern hinterher. Gerade als er den Berghang hinunterfaufte, verkündete die Uhr in Kudenburg das Ende der Geisterstunde. Als der Schneider mehr rollend und kollernd als laufend im Tale unten angekommen war und sich nach seinen Verfolgern umsah, war der ganze Mitternachtsput verschwunden. Still und friedlich, als ob nichts geschehen wäre, ragten oben die Mauern der Kudenburg in den nächtlichen Himmel.

Der Schneider aber stand noch eine ganze Weile stumm und entsetzt und meinte, einen bösen Traum gehabt zu haben. Als er aber den Hals der Geige in seiner Hand sah, da wußte er, daß er eben wirklich etwas Unheimliches und Schauerliches erlebt hatte. Froh darüber, mit heiler Haut und gesunden Knochen davon gekommen zu sein, ging er dann unten im Tale entlang nach Hause.

Den Hals der Geige aber bewahrte er bis an sein Lebensende sorgsam auf und hütete ihn wie einen kostbaren Schatz.

## Der Rosenbusch am Hagen

Zu der Zeit, als auf dem Kranzberge noch die alte Kudenburg über dem Dorfe mit dem gleichen Namen stand, lebte einmal oben in den festen Mauern der Burg ein Ritter mit seiner Tochter. Das Burgfräulein war wegen ihrer Schönheit weit in der Umgebung bekannt, und viele von denen, die nach einer Frau Ausschau hielten, waren mit Fleiß und Eifer bemüht, sich bei der Kudenburgerin in Gunst zu setzen und ihr Wohlgefallen zu erwerben. Doch soviel sie sich auch anstrengen mochten, ihre Jüeneigung zu erringen, nicht einer von denen, die um sie warben, konnte sich rühmen, von ihr besonders ausgezeichnet und bevorzugt zu werden.

Eines Tages nun geschah es, daß sie auf der Burg Schraplau den jungen Ritter von der Seeburg zum ersten Male sah. Er hatte ihre väterliche Burg noch nie betreten, und auch sie war noch nicht nach Seeburg hinüber gekommen, weil ihr Vater früher einmal mit dem Seeburger einen bösen Streit gehabt hatte, und weil die beiden deshalb immer noch in Feindschaft lebten.

Bei ihrem ersten Zusammentreffen nun auf der Burg Schraplau fanden die jungen Leute Gefallen aneinander, und sie wußten es in Zukunft so einzurichten, daß sie sich des öfteren sahen. Immer aber mußte das heimlich geschehen, denn der alte Kudenburger durfte nicht wissen, daß sich seine Tochter mit dem Sohne seines Feindes traf. Einmal nun kam er von einem Ritte nach dem Wendelstein einen Tag früher zurück, als eigentlich beabsichtigt war. Und gerade an diesem Tage war seine Tochter dem Seeburger nach Schraplau zu entgegen geritten. Als der Ritter auf der Burg erfuhr, daß seine Tochter ausgeritten sei, da beschloß er, sie zu überraschen und ihr entgegenzugehen. Als er jedoch hinunter in das Tal und an den Rand des Hagens kam, sah er seine Tochter und den Seeburger unter einem großen, wilden Rosenbusche sitzen. Da stieg in ihm aller Grimm und alle Erbitterung gegen die Seeburger wieder empor, und in seinem Horn zog er sein Schwert und wollte auf den Seeburger los schlagen. Doch seine Tochter warf sich ihm entgegen, um ihn aufzuhalten und ihren Geliebten zu schützen. Der Kudenburger aber konnte den Schlag nicht mehr aufhalten und traf seine Tochter so kräftig auf den rechten Arm, daß diese blutend unter dem Rosenbusche ins Gras sank. Da sah der Alte, was er angerichtet hatte. Er warf sein Schwert zur Seite und kniete entsetzt neben seiner Tochter nieder. Der Seeburger aber eilte zur Burg und kam bald mit einigen Ritterknechten und einer Tragbahre zurück. Vorsichtig wurde die Verletzte darauf gebettet und dann hinauf zur Burg getragen. Dort brachte man sie in ihr Zimmer und übergab sie der Pflege einer erfahrenen Dienerin. Der alte Kudenburger aber und der Seeburger versöhnten sich, und der Kudenburger erklärte sich mit der baldigen Hochzeit der beiden einverstanden.

Einige Zeit später, als die Kudenburgerin wieder so weit hergestellt war, daß sie um die Burg herum und bis an den Wald gehen konnte, da kamen die jungen Brautleute auch eines Tages an dem Rosen-

busche vorbei, unter welchem sie damals gesessen hatten. Er stand noch immer in voller Blüte. Seine Rosen aber waren jetzt blutrot, während sie früher so hell wie jede andere wilde Rose geleuchtet hatten. Und als der Ritter nun gar einen kleinen Zweig brach, um ihn seiner Braut an den Gürtel zu stecken, da kam aus dem Holze Saft, der war so dunkelrot wie das Blut, das vor einiger Zeit die Erde unter dem Busche getränkt hatte. Deshalb haben die beiden den

Rosenstrauch später immer in Ehren gehalten und ihn gehegt und gepflegt, solange sie lebten. Auch nachdem sie gestorben waren, hat der Busch noch viele, viele Jahre dort gestanden und immer dunkelrote Blüten an seinen Zweigen und blutroten Saft in seinem Holze gehabt. Dann ist er mit den Jahren alt und morsch geworden und hat seine Schönheit verloren, daß sich keiner mehr um ihn kümmerte und er schließlich umbrach und in Gras und Gestrüpp vermoderte.

Otto Gräfe.